

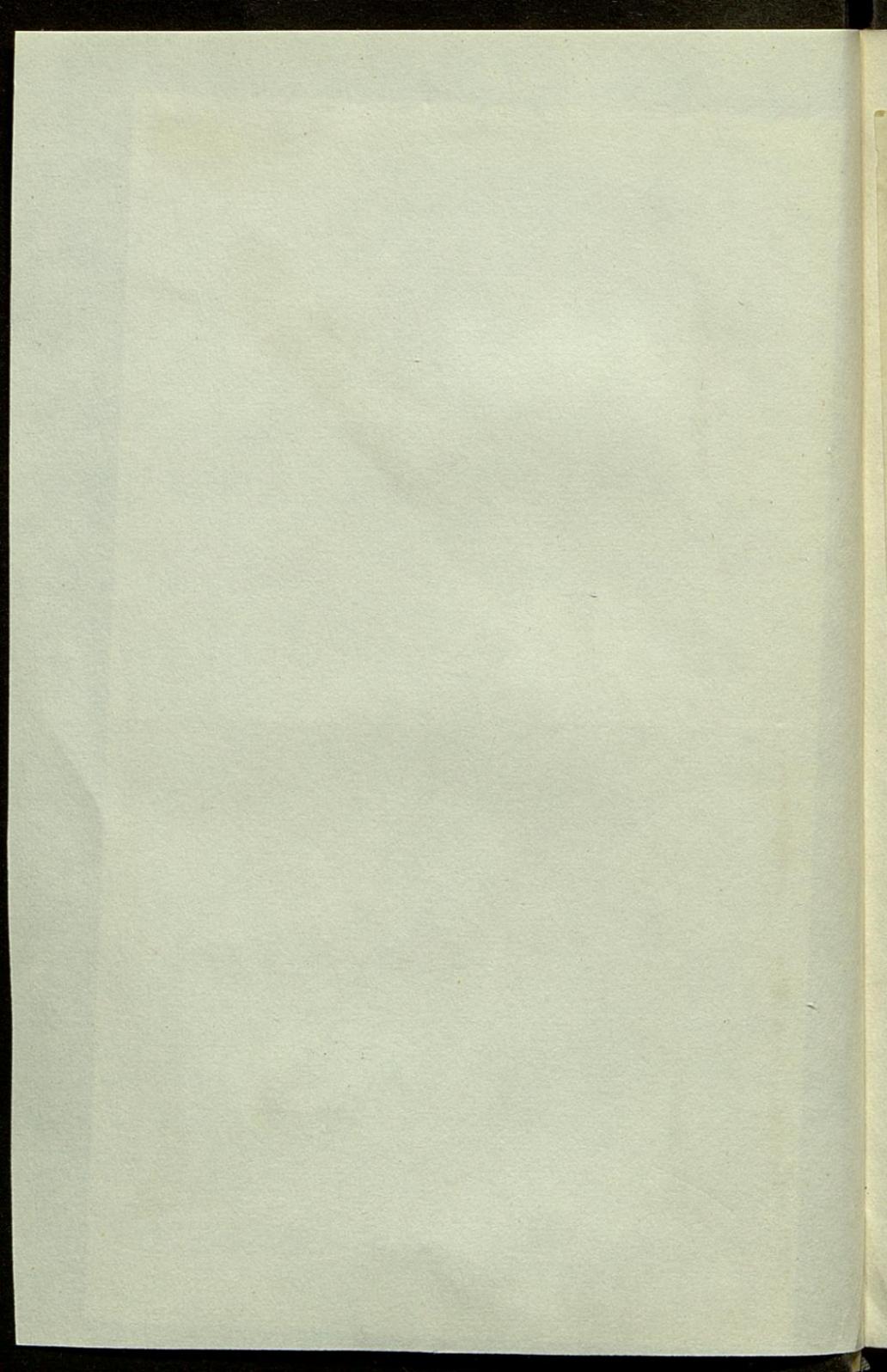
G. L. M.

7. He ist die  
wichtigste Methode  
für die Herstellung  
von Buchstaben etc.  
für die Druckerei.

1. Die ersten Schritte (die ersten Schritte  
sind die wichtigsten)

von der Druckerei





Kommunikation

16  
[ 17  
sic ]

17  
chkeit ✓

18  
n ✓  
nd ind ✓

19  
Sie ✓  
sich ✓

20  
häftig ✓  
st ✓

aus ✓  
24

multipl ✓

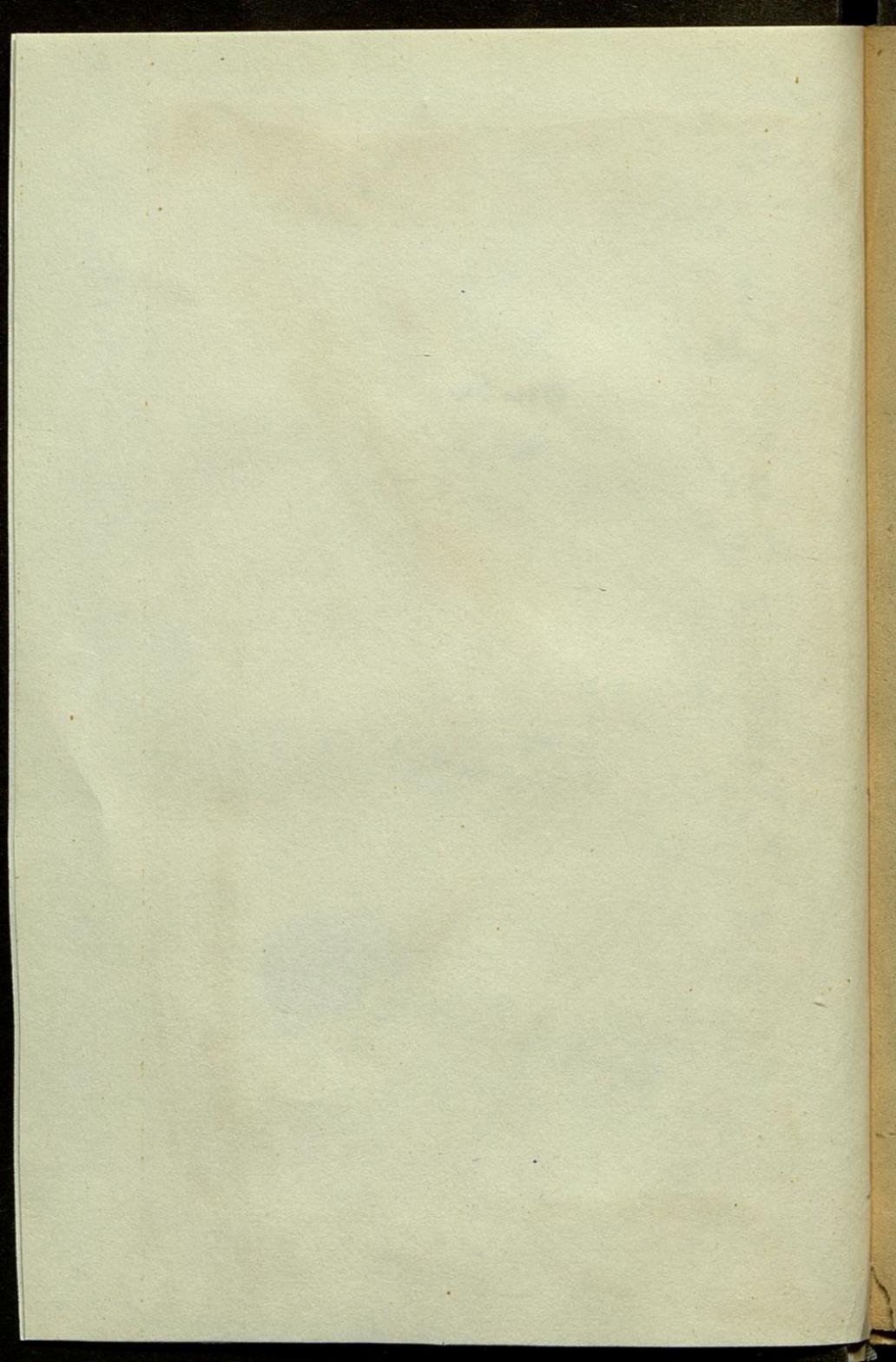
25  
in der letzten Nummer ✓

26  
hro ✓  
(und j... ) / 91  
19 21

o ✓  
27  
gnitte ✓  
wird ✓  
in der ✓

28  
wird  
aus in  
Ordnung  
(3. 19) in der ...  
Val





*[Handwritten signature]*

16  
— 17 —

*Druckbezug  
moralisch vorwurft* 3

irgendeiner Privatperson, z. B. dem Herausgeber der »Fackel«, wenn er sich etwa dafür interessierte, diese Auskunft geben würde: denn meine Absichten sind keineswegs geheim, jedermann kann sie erfahren.

Ebensowenig bin ich geneigt, in einem Brief an den Verlag auf die Angelegenheit des angeblichen »Widmungsexemplares« einzugehen. Ich bin in dieser Sache nur Karl Kraus persönlich Rechenschaft schuldig, sei es, daß er privat diese Rechenschaft fordert, sei es, daß er mir öffentlich eine Irreführung vorwirft. Ich werde ihm in beiden Fällen — im ersten Fall privat, im zweiten öffentlich — mit einer Aufklärung dienen können. Doch gestehe ich, daß mir jede dieser beiden Möglichkeiten lieber wäre, als die unkontrollierten und unkontrollierbaren Gerüchte, die sich an einen Tatbestand geknüpft zu haben scheinen.

*17  
1 Fall*

Da ich übrigens für den Text eines Briefes, der so tief in persönliche Umstände greift, eine bestimmte körperliche Person, nicht aber eine juristische Person, verantwortlich zu machen wünsche, so bin ich gezwungen, derartige Briefe von Ihnen, wenn Sie nicht irgendeine persönliche Unterschrift tragen, in Hinkunft ungelesen zurückzusenden.

*[Handwritten mark]*

Willy Haas

1. März 1930

An die

Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H.  
Herrn Willy Haas

Berlin

Da Sie für den Text eines Briefes, der so tief in persönliche Umstände greift, »eine bestimmte körperliche Person, nicht aber eine juristische Person verantwortlich zu machen wünschen«, so teilen wir Ihnen mit, daß für die Briefe, die vom Verlag der Fackel unterzeichnet sind — der Ihnen bloß als moralische Person gegenüberreten wollte —, der Herausgeber der Fackel, Herr Karl Kraus verantwortlich ist und die Verantwortung in keinem Falle ablehnen würde. Um aber der Gefahr zu begegnen, daß Sie »derartige Briefe, wenn sie nicht irgendeine persönliche Unterschrift tragen, in Hinkunft ungelesen zurücksenden«, ist der vorliegende Brief wie die meisten, die der Verlag der Fackel mit der unverkennbaren Autorisation durch den Herausgeber absendet, von der mit dessen Absichten wohlvertrauten Verlagsleiterin unterzeichnet, der natürlich niemals zugemutet werden könnte, formale Beleidigungen weiterzugeben. Wir wissen nicht, welche Art der Verantwortlichkeit Sie sonst



anzusprechen wünschen, aber jede andere teilt die körperliche Person, die den Brief unterzeichnet, mit dem Herausgeber, der ihn veranlaßt, jedoch über dieses Maß einer persönlichen Verbindung mit dem Adressaten selten hinauszugehen pflegt. Wir erteilen diese Auskunft selbstverständlich nur in der Annahme, daß Sie mit der körperlichen Person nichts anderes als eine sichtbare und individuell juristisch erreichbare — im Gegensatz zu der »juristischen Person« im technischen Sinne — gemeint haben und nicht etwa den Gedanken fortspinnen wollten, den Sie in der Verteidigung des Falles Pöffel angeregt haben: daß nämlich der polemischen Feder der Revolver adäquat sei, und wäre es selbst der des Erpressers. Wir hoffen, daß Ihnen diese Auskunft bezüglich der Verantwortlichkeit genügen wird, um die Entgegennahme unseres merktorischen Bescheides zu ermöglichen.

Zunächst müssen wir Ihren freundlichen Glückwunsch zu unserer Entdeckung, daß dieselbe Nummer einer Zeitschrift redaktionelle Anzeigen und bezahlte Annoncen derselben Bücher enthält, als durchaus unverdient abweisen — bei weitem weniger verdient als die Annoncengelder, die durch diese Einrichtung erworben werden. Wir glaubten hier so wenig eine Entdeckung zu machen wie einer, der die Tatsache erwähnt, daß es Amerika gibt. Dagegen müssen wir Ihnen gestehen, daß uns Ihre Bereitwilligkeit, uns »wie jedermann« eine Erklärung der Tatsache oder des Umstandes zu geben, »wenn wir uns dafür interessieren sollten«, außerordentlich erfreut. Natürlich interessieren wir uns dafür und sind schon sehr gespannt, wie einmal von fachlich berufener Seite eine Erklärung des Umstandes erfolgen wird. Seit über dreißig Jahren suchen wir ja eben diesem Phänomen auf den Grund zu kommen und tappen im Dunkeln. Oft und oft waren wir versucht, das Trachten nach Rebbach als plausiblen Sinn der Einrichtung zu erkennen, wobei wir sogar von der Meinung ausgingen, daß der Literaturteil der meisten Zeitschriften nur als Chance der Annoncenrubrik gedacht sei, wie wir ja auch der Ansicht zuneigen, daß der Textteil der Tagespresse ein Vorspann des Inseratengeschäftes sei (wie es sich so klar im Fall Pöffel gezeigt hat). Dieses Vorurteil des Herausgebers der Fackel haben wir, der Verlag, auch nicht besiegen können, als wir für

unsere eigenen Verlagswerke zur Annoncierung in Literaturblättern aufgefördert wurden mit dem Aviso, daß die Annonce zu erhöhter Wirkung gelangen werde, weil in der gleichen Nummer eine Kritik erscheine. Da wir die Verlage der Zeitschriften — deren Redaktionen im Gegensatz zu der Ihrigen ahnungslos schienen und vielleicht eine Entdeckung gemacht hätten —, da wir also die Verlage fragten, warum sie so handelten, und auf die mögliche Kompromittierung des redaktionellen Urteils aufmerksam machten, erwiderten sie uns, sie handelten bei selbstverständlich strenger Trennung des redaktionellen vom administrativen Teile so, weil die Buchverleger für die Eröffnung der Gelegenheit dankbar seien. Wir möchten uns der Erwartung hingeben, daß Sie — von dem wir nun endlich doch erfahren werden, was es damit für eine Bewandnis habe, wie Hannele »was das Sterben ist« — daß Sie eine so hausbackene Erklärung, die doch unser Vorurteil eher bestärken als entkräften könnte, nicht gebrauchen, vielmehr um eine andere keineswegs verlegen sein werden. Wir werden die »Erklärung des Umstandes« so gern annehmen, wie Sie sie uns geben wollen, und danke Ihnen im Voraus bestens.

Was Ihren Wunsch nach dem Heft der Fackel mit dem Schopenhauer-Zitat anlangt, so scheinen Sie Unrecht zu tun, »Recht und Pflicht eines Zeitschriftenverlages in der Möglichkeit zu erschöpfen, einen erhaltenen Auftrag entweder auszuführen oder abzulehnen«. Zeitschriftenverlage pflegen doch, wie wir oben erwähnt haben, bei aller strengen Trennung vom redaktionellen Teil häufig über dessen Absichten mit den Interessenten zu korrespondieren und Aufträge nicht nur auszuführen, sondern sich auch um deren Erteilung zu bewerben. Warum soll unser Verlag, der in diesem Punkt freilich sein Ressort nicht überschreitet, nicht auch redaktionell interessiert sein und sich mit einem Auftraggeber, der nicht Nr. soundsoviel verlangt, sondern die Nummer mit dem Schopenhauer-Zitat, nicht über seine Wünsche unterhalten? Wenn Sie uns nun mitteilen, daß Sie nicht die Absicht haben, mit der Verwendung dieses Zitates den Bekämpfern der Zörgiebel und Schober in die Arme zu fallen, so gehen wir darauf ein, indem wir Ihnen sagen, daß es es uns zwar freut, aber daß »diese einfache Information« uns

dennoch nicht genügt, »um uns der von Ihnen erbetenen Bemühung zu unterziehen«. Da Sie nun zwar dem Verlag, jedoch nicht »irgendeiner Privatperson, z. B. dem Herausgeber der Fackel, wenn er sich dafür interessieren sollte«, die Auskunft über Ihre »Absichten mit dieser Nummer« verweigern — die »jedermann«, außer der Verlag der Fackel erfahren könne —, so teilen wir Ihnen mit, daß unser Interesse eben das des Herausgebers der Fackel ist und daß eine unterstützungswürdige Absicht wie etwa die in unserm Antwortschreiben dargestellte ihn bewegen wird, die Hervorsuchung des Heftes anzuordnen.

Die gleiche Bereitwilligkeit der Erteilung einer Auskunft an Herrn Karl Kraus nehmen wir in seinem Namen für die Angelegenheit des »Widmungsexemplares« in Anspruch. »Rechen-schaft« fordert er von Ihnen keinesfalls. Es ist das Recht des Bibliophilen, in ein Buch, das er erworben hat, eine handschriftlich signierte Photographie, die er besitzt, einzukleben; nur daß eben das Gerücht, es gebe ein Widmungsexemplar einer Ausgabe von »Sittlichkeit und Kriminalität«, die mit einem Bild erschienen sei, von Fall zu Fall auf den Ursprung einer Liebhaberhandlung zurückgeführt werden muß — weil es sich eben, wie Sie mit Recht hervorheben, »an einen Tatbestand geknüpft« hat (dessen Loslösung freilich am besten mechanisch erfolgen würde).

Ihrer freundlichen Auskunft in den berührten drei Punkten, besonders aber im ersten — des Annoncenproblems — mit Interesse entgegensehend,

zeichnen wir

Der Verlag der Fackel  
(Unterschrift)

Den 15. März 1930

Verlag

»Die Fackel«

Wien

Ich bekenne mich zu Ihrem Schreiben vom 1. März. So leicht es mir ist, Ihre erste Frage zu beantworten, so bedürfen die Anfragen, die Sie mir von Karl Kraus übermitteln, einer ausführlichen Erwiderung. Ich bin aber gerade jetzt mit Arbeit überlastet und bitte daher, zu entschuldigen, wenn sich die Antwort verzögert.

Willy Haas

Den 25. April 1930

An den

Verlag »Die Fackel«

Wien

Mein Redaktionskollege hatte einen Unfall, ich selbst war wochenlang mit Arbeit überlastet; daher bitte ich die Verzögerung zu entschuldigen.

Daß ich Ihnen ein Rätsel lösen kann, nach dessen Lösung Sie seit dreißig Jahren suchen, glaube ich nicht. Ich kann Ihnen nur den Vorgang schildern, der zu dem von Ihnen berührten Umstand führt.

Daß manchmal in der »Literarischen Welt« zugleich mit den redaktionellen Besprechungen gewisser Bücher bezahlte Annoncen derselben Bücher erscheinen, das ist aus dem einfachen Grunde möglich, weil wir unserm Annoncenvertreter ein Verzeichnis jener Bücher geben, die voraussichtlich in der nächsten Nummer besprochen werden, und weil er dann diese Tatsache den einzelnen Verlagen mitteilt. Da beim Umbruch der Nummer mir oder meinen Redaktionskollegen noch nicht bekannt ist, welche Inserate in die betreffende Nummer kommen (unser Annoncen-Vertreter gibt uns nur bekannt, welcher Raum für Inserate frei bleiben soll und setzt dann diese selbstständig ein) so kann von einem mehr als rein bürokratischen Zusammenhang zwischen dem redaktionellen und administrativen Teil dieses Vorgangs nicht die Rede sein. Ganz abgesehen davon, daß ja unser Annoncen-Mann nur die Buchtitel kennt, und selbst diese erst zu einer Zeit, in der die dazugehörigen Besprechungen bereits fertig eingerichtet in die Druckerei geschickt worden sind.

Ich fürchte keineswegs, wie Sie andeuten, daß durch diesen Umstand der redaktionelle Teil kompromittiert wird — und wenn ich es fürchtete, so würde mir diese Furcht nicht viel bedeuten. Ich würde mich nur dann fürchten, wenn ich irgend einem Mitarbeiter der »Literarischen Welt« jemals die leiseste Andeutung darüber gemacht hätte, daß ein Buch günstig oder ungünstig zu rezensieren sei. Da das aber nicht der Fall ist, so habe ich einen Stab von unverdächtigen — mir zum Teil persönlich ganz unbekanntem — Zeugen, die jeden etwa ausgesprochenen Verdacht, jene Annoncen hingen mit diesen Kritiken anders als durch die bloße Tatsache eines formellen administrativen Aktes zusammen, durch die wahrheitsgemäße Angabe entkräften würden, daß jeder Mitarbeiter der »Literarischen Welt« jedes beliebige Buch sich zur Besprechung reservieren lassen kann. (Eine Ausnahme findet nur dann statt, wenn für ein Werk von ganz speziellem Charakter, etwa für ein wissenschaftliches Werk, ein Spezialist oder ein besonderer Kenner der Materie als Kritiker von der Redaktion vorgesehen und spontan aufgefordert wird.)

Wie sehr es unmöglich ist, im Widerstreit der Meinungen jeder einzelnen Beschwerde, Ermahnung, Befürchtung oder Verdächtigung in dieser Hinsicht stattzugeben, beweist mir u. a. der Umstand, daß sich ein Autor unlängst bei mir darüber brieflich beschwert hat, sein Buch sei in

(Kopie)  
mir  
bin ja  
02.11  
Lange  
mir  
Hans

der »Literarischen Welt« nur deshalb ungünstig rezensiert worden, weil der Verleger in derselben Nummer das Buch annoncirt habe; damit die Redaktion der »Literarischen Welt« nicht den Anschein eines Zusammenhanges zwischen der bezahlten Annonce und einer etwa günstigen Kritik erwecke. Wenn es zwei so diametral entgegengesetzte Gründe gibt, den erwähnten administrativen Umstand zu verdächtigen: dann scheint mir die ganze Besorgnis hinfällig zu sein. Denn entweder ist es beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft günstige Kritiken entsprechen: dann wäre freilich die Redaktion korrupt; oder es ist beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft ungünstige entsprechen; dann wäre sie albern. Da aber mit einigem bösen Willen Beides bewiesen werden kann, weil für Beides Tatsachen zu finden sind: so scheinen mir beide Beweise widerlegt und somit auch die Schlüsse, die daraus gezogen werden können.

Da »Die Literarische Welt« ohne bezahlte Anzeigen nicht existieren könnte, so muß ich mich mit dem Bewußtsein begnügen, daß ich mich um die Annoncen nicht kümmere. Ob die bezahlten Annoncen in derselben Nummer oder in einer anderen erscheinen, ob das Letztere am Ende wirklich hübscher aussähe, als das Erstere: darauf möchte ich schon deshalb keine Rücksicht nehmen, weil derselbe Verdacht, nur in etwas veränderter Form doch in jedem der beiden Fälle erhoben werden kann, und weil ihn zu hegen oder nicht zu hegen in jedem Fall nur von dem persönlichen Vertrauen oder Mißtrauen abhängt, das der Leser der »Literarischen Welt« dem Herausgeber entgegenbringt. — abgesehen von dem jedem nicht Böswilligen sichtbaren Gegenbeweis, daß ja in jeder Nummer mindestens die Mehrzahl der Besprechungen weder in der gleichen noch in einer späteren Nummer von Inseraten begleitet ist.

Ich möchte durch diese Ausführungen nicht den Anschein erwecken, als hätte ich in einer zweideutigen Sache zu verteidigen; ich möchte nur eine Angelegenheit mit jener Ausführlichkeit besprechen, die die Anfrage und ihr Urheber für sich fordern darf.

Daß die Annoncenwerbung um eines materiellen Vorteils willen geschieht, ist unleugbar; daß dieser Vorteil zwar dem Wortlaut, nicht aber dem Sinne nach richtig mit dem Worte »Rebbach« zu übersetzen ist, darf ich gleichwohl hinzufügen. Denn einen »Rebbach« hat die »Literarische Welt« leider noch niemals gemacht. Sie arbeitet heute, wie immer, ohne jeden Überschuß und verteilt das, was sie einnimmt, restlos und ziemlich gleichmäßig an alle ihre literarischen Mitarbeiter.

Ich möchte nun auf die übrigen Fragen Ihres Briefes eingehen:

Die betreffende Nummer der »Fackel« brauche ich, weil ich mir eine vollständige Übersicht über die politische Haltung der »Fackel« verschaffen will. Mein — sonst gutes — Gedächtnis und meine ziemlich genaue Kenntnis der »Fackel« seit ihrer Gründung überhebt mich nicht der Verpflichtung, dabei diesen und jenen Beitrag, der mir als besonders charakteristisch in Erinnerung ist, nochmals nachzulesen.

22  
6

Einen äußeren Zweck verfolge ich nicht. Die erste Veranlassung war der Beginn der letzten Polemik Ihres Herausgebers gegen Kerr. Der Wunsch, hier vollständig klar zu sehen und genau abzuwägen, führte schließlich dazu, in meiner Erinnerung über die politischen Wandlungen Ihres Herausgebers sozusagen »Inventur zu machen«. Es gibt ja im Falle Ihres Herausgebers kaum ein Einzelproblem, das anders als im Zusammenhang mit seinem Gesamtschaffen zu lösen wäre.

1 u

Damit hatte ich aber den aktuellen Anlaß so weit aus den Augen verloren, daß ich ihn einstweilen nicht mehr einholen kann. An diesem leidigen Umstand können auch die Andeutungen in der »Fackel«, die mich an ein etwas voreilig den Lesern der »Literarischen Welt« gegebenes Versprechen erinnern, nichts ändern. So wahr ich das Verlangen habe, in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der »Fackel« darzustellen, so wahr wird das in absehbarer Zeit aus inneren Gründen wohl nicht geschehen können. Ich kann also meinen Wunsch nach dem Besitz jener Nummer nur mit dem fast identischen Wunsch begründen, den darin enthaltenen Artikel wieder zu lesen; jedenfalls nicht mit der Absicht, irgendein bestimmtes Material zu einem bestimmten aktuellen Zweck zu sammeln; denn diese Begründung entspräche nicht der Wahrheit. Ich nehme keinen Anstand, mich auch dem Verlage der »Fackel« gegenüber in dieser Sache offen auszusprechen, darf aber ersuchen, diesen Teil der Antwort als privat zu betrachten. Denn er deutet in gewissem Maße ein Dilemma an, das ich nicht weiter preisgeben wünsche.

Was nun die dritte Angelegenheit betrifft, so bin ich leider heute nicht mehr in der Lage, das betreffende Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität«, das ich unter besonderen äußeren Umständen vor Jahren preisgegeben habe, wieder in meinen Besitz zu bringen, und kann nur den Herausgeber der »Fackel« bitten, diese Preisgabe nicht als einen Akt der Pietätlosigkeit gegenüber einer seinerzeitigen Äußerung persönlichen Wohlwollens aufzufassen. Sie hatte vielmehr einen anderen, für mich zwingenden, aber ganz privaten Grund. Ich kann und werde ferner den jetzigen Besitzer ersuchen, in jedem Falle, in welchem er dieses Buch vorzeigt oder verleiht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß ich die Photographie in das Buch geklebt habe.

Ich bitte der Dame, die den letzten Brief unterschrieben hat, zu versichern, daß ich sie keinesfalls weder klagen noch erschließen werde. Ich bitte ferner die Dame darauf hinzuweisen, daß ich meine Stellungnahme im Falle Pöffel öffentlich in der »Literarischen Welt« aus freiem Willen widerrufen habe, als ich, etwa 14 Tage später, die näheren Umstände jenes Mords erfuhr. Die betreffende Nummer der »Literarischen Welt« steht dem Verlag — und zwar ohne jede nähere Begründung — zur Verfügung. Wenn ich behauptet habe — und noch jetzt behaupte — daß leichtfertige Polemik (um die es sich im Fall Pöffel nicht handelte) gegebenenfalls mit dem Revolver beantwortet werden sollte: so glaubte ich mich nicht in

Konflikt mit einem Verlage, in welchem die Satiren über den »Polemiker« Bekessy erschienen sind.

Ich bedaure ferner, daß dem Verlage meine geringe Schätzung des alten Liebknecht mißfallen hat; doch beruht diese mäßige Schätzung seines Geistes und seiner politischen Begabung nicht nur auf meiner schwachen Autorität, sondern auf der weit größeren seines engsten und bewunderten Freundes: Karl Marx.

Willy Haas

[Karte]

An den Verlag »Die Fackel«

Wien

Ich bitte ergebenst um Mitteilung, ob ich nun die Nummer, über die unsere Korrespondenz geführt wurde, bekommen soll.

Im Anschluß an diese Korrespondenz möchte ich noch folgendes hinzufügen: Wir sind uns wohl darüber einig, daß dieser Briefwechsel keine einfache Mitteilung von Tatsachen darstellt, sondern eine urheberrechtlich geschützte Leistung. Ich sage das nicht, um die Publizierung oder den öffentlichen Vortrag dieses Briefwechsels zu verbieten. Ich kann aber nur dann einwilligen, wenn unsere Briefe geschlossen und vollständig veröffentlicht, bezw. vorgetragen werden.

Den 30. Juni 1930

Willy Haas

23. Juli 1930

An den  
Verlag der »Fackel«,  
Wien

Da mein letzter Brief und meine Postkarte ohne Antwort geblieben sind, darf ich annehmen, daß Sie mir die gewünschte Nummer der »Fackel« nicht heraussuchen werden. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diesen Entschluß nicht mehr bloß auf den mit dem Heraussuchen der Nummer verbundenen Zeitverlust zurückführe — Sie hätten diesen Zeitverlust gewiß als Äquivalent für den Zeitverlust, den mich der Briefwechsel mit Ihnen gekostet hat, aus ziviler Höflichkeit auf sich genommen — sondern auf den positiven Willen, mir die Nummer nicht zugänglich zu machen.

Da Ihr Herausgeber, wenn ich recht informiert bin, bereits Teile dieses Briefwechsels öffentlich vorgetragen hat, wiederhole ich vorsorglich, zur Vermeidung rechtlicher Konflikte, nochmals die Bedingung, daß meine Zuschriften nur vollständig und geschlossen — d. h. ohne Zwischenbemerkungen — publiziert oder vorgetragen werden sollen.

Willy Haas

An die

Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H.

Berlin W 50, Passauer-Straße 34

Herrn Willy Haas

Der Unfall eines Redaktionskollegen und Arbeitsüberbürdung haben Ihr Antwortschreiben vom 25. April verzögert, das unsere, wie wir gestehen müssen, nur Saumseligkeit. Denn keiner der vielen satirischen Anlässe, die der Zeitabschnitt darbot, hat sich dermaßen der Behandlung empfohlen. Aber wie das oft geschieht: die private Erheiterung, die wir Ihrer ausführlichen Darstellung des Inseratenproblems der »Literarischen Welt« verdanken, überwog die Lust, Ihnen bündig zu sagen, daß der Versuch, uns blöd zu machen, zum Scheitern verurteilt ist. Etwas Besonderes hebt man sich immer gern auf (wobei wir das Vergnügen nicht in Abrede stellen wollen, Sie in der Zwickmühle, in die Sie sich gedrängt haben, ein wenig warten zu lassen), so vergeht die Zeit, der Sommer kommt ins Land, bis wirklich und wahrhaftig eine Mahnkarte von Ihnen eintrifft, mit der Sie — bewährter Verschieber von Entscheidungen, auf die man wartet — den Abschluß »unseres« Briefwechsels urgieren. Wegen der autorrechtlichen Bedenken möchten wir Sie beruhigen. »Wir« sind uns zwar nicht »darüber einig, daß dieser Briefwechsel eine urheberrechtlich geschützte Leistung vorstellt«, aber wir danken Ihnen jedenfalls für die Erlaubnis, ihn unter der Bedingung zu veröffentlichen oder vorzutragen, daß »unsere Briefe« geschlossen und vollständig veröffentlicht, bezw. vorgetragen werden. Wir vermuten zwar, daß Sie nichts dagegen hätten, wenn wir uns auf die Veröffentlichung Ihrer Briefe beschränken wollten — die sich ja schon im Vortragssaal als die ungleich wirkungsvollere Partie erwiesen haben —, aber wir versprechen Ihnen, daß wir im Fall der Drucklegung auch nicht einen Satz aus »unseren« Briefen entfernen oder verändern würden. Warum dies Mißtrauen gegen so alte Nachdrucker? Ganz wie bei den Schriftsätzen des Kerr, der sich auch unnötige Sorgen gemacht hat, soll kein Jota verloren gehen. Dies unser Vorhaben (von dem wir freilich nicht wissen, ob innere Gründe uns die Ausführung in absehbarer Zeit gestatten werden) wird

leider ein wenig erschwert durch den unleugbaren Widerspruch, in dem sich Ihre prinzipielle Genehmigung mit einer Stelle Ihrer Antwort vom 25. April befindet. Sie versuchen da nämlich, einen integrierend wichtigen Teil dieser Antwort, der Ihr »Dilemma« andeutet, »als privat zu betrachten«. Ganz abgesehen davon, daß es schwierig wäre, zugleich Ihre Bitte um Diskretion und Ihr Verlangen nach geschlossener und vollständiger Veröffentlichung zu erfüllen oder doch so zu erfüllen, daß wir weder dem Verdacht der Indiskretion noch dem der Unterschlagung ausgesetzt wären, möchten wir Sie auch in diesem Punkte vollauf beruhigen. Wir denken gar nicht daran, uns mit Ihnen in einen privaten Briefwechsel eingelassen zu haben und Ihre Geständnisse über Dilemmen entgegenzunehmen, wir sind vielmehr gewillt, alles was Sie uns über Ihre publizistischen Entschlüsse oder Verzögerungen ans Herz legen, als eine öffentliche Angelegenheit zu betrachten und zu behandeln. Wir sagen Ihnen rund heraus, daß wir mit Ihrer »Literarischen Welt«, wenn wir schon mit ihr den Briefwechsel führen, in den Sie sich mit uns eingelassen haben, kein Redaktionsgeheimnis zu teilen wünschen, auf die Gefahr hin, von Ihnen der Illoyalität geziehen zu werden. Diesen Ausweg wollten Sie sich in der Wirrnis, in die Sie durch eine übermütige Zuschrift geraten sind und die Sie jetzt weit mehr bedrückt als Ihr Dilemma, ohne Zweifel offen halten, und wir möchten Ihnen lieber dabei behilflich sein, als Ihnen mit Diskretion in einer Sache beizustehen, die so wenig eine Privatangelegenheit ist wie die Gleichzeitigkeit Ihrer Annoncen und Ihrer Kritiken.

Zu Ihrer Aufklärung in diesem Punkte brauchten wir eigentlich nur zu bemerken, daß wohl selten die Komik eines Versuchs mit untauglichen Mitteln so beherzt in Erscheinung getreten sein dürfte. Daß Sie uns (und, wie Sie wissen, dem Herausgeber der Fackel) mit dem bewährten Trennungsstrich zwischen Redaktion und Administration aufwarten, ist ein starkes Stück, das keineswegs durch die Unbefangenheit abgeschwächt wird, mit der Sie den harmlosen »Vorgang« schildern, wie Sie Ihrem Annoncenvertreter ein Verzeichnis jener Bücher geben, »die voraussichtlich in den nächsten Nummern besprochen werden«, und wie er dann »diese Tatsache

~~21.7.14~~

Minis

den einzelnen Verlagen mitteilt. Natürlich ist es Ihnen — wiewohl Sie sich persönlich in Wien bei Verlagen umgetan haben — »beim Umbruch noch nicht bekannt, welche Inserate in die betreffende Nummer kommen«, und Ihr »Annoncen-Mann« (der sich eine diesbezügliche Neugier auch verbitten würde) kennt wieder nur die Buchtitel und selbst diese erst zu einer Zeit, wo »die dazugehörigen Besprechungen« bereits fertig in die Druckerei geschickt sind. Schmonzes beiseite, bitten wir Sie, sich sagen zu lassen, daß der Annoncen-Mann, dem Sie ein Verzeichnis der zu besprechenden Bücher und dem die Verleger lieber zu einer günstigen als zu einer ungünstigen Besprechung Geld für die Begleitannonce geben, zwar ein ganz reelles Geschäft hat — reeller als das der Redaktionen —, daß er aber die Geschäftspartner, die selbstverständlich in der Hoffnung zahlen, daß ihre Reklame gestärkt und nicht entwertet wird, anschmiert, wenn sie, denen er »mitgeteilt« hat, daß in der gleichen Nummer eine Kritik erscheinen werde, einen Tadel statt eines Lobes zu Gesicht bekommen, und daß die Ausübung redaktioneller Unabhängigkeit bei dem »rein bürokratischen Zusammenhang« zwischen dem redaktionellen und dem administrativen Teil »dieses Vorgangs« einfach ein Betrug ist an demjenigen, der für den administrativen Teil gezahlt hat. Wir wollen aber zu Gunsten Ihrer kommerziellen Ehre annehmen, daß Sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf die Ausübung der redaktionellen Unabhängigkeit verzichten und daß der reine Tor von einem Autor, der sich bei Ihnen »beschwert« hat, sein Buch sei nur deshalb ungünstig beurteilt worden, weil der Verleger in derselben Nummer annonciert habe, zu den Ausnahmen zählt. Sein Vorwurf ist sicherlich schon aus dem Grunde ungerecht, weil er sich doch durch Augenschein überzeugt haben mußte, daß Sie nicht grundsätzlich die Autoren ungünstig rezensieren, deren Bücher gleichzeitig annonciert werden und daß es von solcher Strafe für verlegerisches Unterfangen doch wohl Ausnahmen gibt. Wäre es anders, könnte sich ja die Institution nicht lange halten und der Annoncenmann würde einen generellen Hinauswurf zu gewärtigen haben — es wäre denn, daß die Verleger durch Furcht vor noch ungünstigeren Kritiken von dieser ultima ratio abgehalten wären. Es ist außerordentlich dankenswert, mit

H 0

*Giers*  
*St...*

10

L

welcher Offenheit Sie uns in die ethischen wie ästhetischen Erwägungen, die Sie in dieser rein administrativen Angelegenheit leiten, Einblick gewähren. Sie »fürchten keineswegs«, daß der redaktionelle Teil kompromittiert wird, weniger als das: selbst wenn Sie es fürchteten, so würde Ihnen »diese Furcht nicht viel bedeuten«. Denn stärker als diese Furcht ist doch das gute Gewissen, das Sie haben, weil Sie ja noch niemals einem Mitarbeiter »die leiseste Andeutung darüber gemacht haben, daß ein Buch günstig oder ungünstig zu rezensieren sei«, und jeder Mitarbeiter könne sich jedes beliebige Buch zur Besprechung »reservieren« lassen — mit Ausnahme der wissenschaftlichen Werke u. dgl. Sie haben ganz recht, so eine Ausnahme zu machen, und wir möchten Sie da gleich fragen, ob Ihr Blatt noch nie bei einem wissenschaftlichen Verlag mit dem Ersuchen um eine Annonce, für die schon der Platz reserviert sei, vorstellig geworden ist. Wir möchten Sie aber auch fragen, ob in Ihrem Umkreis noch nie etwa das Problem erörtert wurde, ob ein Werk nicht-wissenschaftlichen Charakters, dessen Verleger voraussichtlich »nicht annoncieren wird«, überhaupt zu besprechen sei. Sie verfügen über einen »Stab von unverdächtigen Zeugen«, die den Verdacht, die Annoncen hingen mit den Kritiken anders als »durch die bloße Tatsache eines formellen administrativen Aktes« zusammen, entkräften würden. Gewichtiger als diese Entkräftung dürfte die Aussage eines Stabs von Verlegern sein, am gewichtigsten die Frage, zu welchem Zwecke der formelle administrative Akt der Gleichzeitigkeit denn dienen soll, wenn nicht zur Hebung des Annoncengeschäftes. Sie begnügen sich den moralischen Anfechtungen gegenüber »mit dem Bewußtsein«, daß Sie sich »um die Annoncen nicht kümmern« — ein Bewußtsein, das Sie auf Ihrem Rundgang bei Wiener Verlegern hoffentlich nicht im Stiche gelassen hat und das Ihnen die Gleichzeitigkeit von Annoncen und Kritiken wohl immer wieder zur peinlichen Überraschung machen dürfte. Doch rücksichtslos wie Sie bei so reinem Bewußtsein sind, möchten Sie darauf »keine Rücksicht nehmen«, ob die bezahlten Annoncen in derselben Nummer oder in einer anderen erscheinen und ob »das Letztere am Ende wirklich hübscher aussähe als das Erstere«. Es

würde sicherlich hübscher aussehen als der Satz, mit dem Sie Ihre Unbekümmertheit bezüglich des Erscheinungstermins der Annoncen darlegen, um die Sie sich überhaupt nicht kümmern. Aber wir möchten Ihnen sagen, daß auch das zeitlich getrennte Erscheinen der Annoncen nicht hübsch aussähe, mindestens nicht solange sie auf Grund der Ankündigung des Annoncen-Mannes an die Verleger, daß Besprechungen erscheinen werden, erworben sind. Denn solches hat eine unabhängige Zeitschrift am wenigsten demjenigen mitzuteilen, der an der Besprechung am meisten interessiert ist. Ihre Art, sich logisch über allfällige Bedenken hinwegzusetzen, hat jedoch etwas weit Bestechenderes als die Art der Verleger, die dem Annoncenmann in der berechtigten Hoffnung, daß die Besprechung schon nicht ungünstig sein werde, Annoncengeld einhändigen. Anstatt aus dem Fall jenes einen Autors — den Sie im Stab Ihrer unverdächtigen Zeugen und zur Entkräftung des »etwa ausgesprochenen Verdachts« eines Zusammenhangs kaum brauchen könnten — den Schluß zu ziehen: daß selbst er den Zusammenhang herstellt und Sie beschuldigt, Sie seien durch Annoncengeld zum Tadeln beeinflusst worden, Sie hätten einmal ein Alibi erbringen wollen; anstatt den Schluß zu ziehen, daß andere wieder von einer günstigen Kritik den andern Eindruck empfangen könnten, so daß unter allen Umständen die Gleichzeitigkeit, ja die bloße Geschäftsverbindung mit dem Verleger, dessen Buch besprochen wird, das Problem des Zusammenhangs eröffnet — anstatt den Schluß zu ziehen, den publizistischer Anstand gebieten würde oder doch Furcht vor einer Mißdeutung, die so naheliegt wie die Annonce der Kritik, beruhigen Sie sich mit einer logischen Raison, die schon das Geld wert ist, das jene einträgt. »Denn entweder«, sagen Sie, »ist es beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft günstige Kritiken entsprechen: dann wäre freilich die Redaktion korrupt«. (Wieso denn? Sie könnte doch bei einem rein bürokratischen Zusammenhang, bei dem »erwähnten administrativen Umstand«, nichts dafür. Oder sollten Sie sich, da jenes in der Tat beweisbar ist, mit diesem Argument etwas zu weit vorgewagt haben, in der Art, wie Sie schon mit Ihrer ersten Zuschrift in ein Unternehmen eingetreten sind, das Ihnen niemals gelingen konnte?) »Oder«, fahren Sie fort, »es ist beweisbar, daß den bezahlten Annoncen

oft ungünstige Kritiken entsprechen. Dann wäre sie (die Redaktion) albern«. Zunächst wohl untreu gegen den Vertragspartner, der, wengleich die Bedingung einer günstigen Kritik nur in einem sogenannten »unsittlichen Vertrag« Platz finden könnte, doch einen moralischen Anspruch auf Erfüllung der Hoffnung hat, die den Annoncenvertrag — den wir an sich für unsittlich halten — begleitet, und der selbstverständlich nicht für die gleichzeitige Annullierung der Reklame zahlen wird. Albern jedoch erschiene sie, die Redaktion, darum mit Recht, weil sie sich durch häufige Untreue an den Verlegern, die in bestem Glauben gezahlt haben, ins eigene Fleisch schneiden und die Verleger eben die Inserate einstellen würden. (Sollten Sie sich nicht auch mit diesem Argument zu weit vorgewagt haben und ein reines Bewußtsein, das solchem Kalkül immerhin Raum gibt, kompromittieren?) »Da aber«, schließen Sie, »mit einigem bösen Willen beides bewiesen werden kann, weil für beides Tatsachen zu finden sind: so scheinen mir beide Beweise widerlegt und somit auch die Schlüsse, die daraus gezogen werden können«. Vor allem der Ihre. Sie mögen durch ein Gebiet, von dem Sie zu wissen zugeben, daß es mindestens dem »Widerstreit der Meinungen« ausgesetzt ist, mitten durch »Beschwerde, Ermahnung, Befürchtung und Verdächtigung« — die offenbar den Löwenanteil an Ihrer Redaktionskorrespondenz haben — Ihren schnurgeraden Weg gehen, der sowohl zu den Verlegerkassen wie zur öffentlichen Meinung führt. Aber wer Sie begleitet, könnte doch auch fragen, warum Sie ~~hier~~ gegenüber allen den Anfechtungen von außen, denen ein reines Gewissen standhalten muß, nicht einfach das Mittel publizistischer Klarstellung dieser Dinge anwenden, um endlich Ruhe zu haben, und ob Sie denn, wenn Sie schlicht erklären wollten, daß die Gleichzeitigkeit von Annoncen und Kritiken deren Unbeeinflussbarkeit nicht alterieren könne, vielleicht fürchten müßten, zwar den Lesern zu imponieren, aber die Verleger abzuschrecken. Bei allem Anteil an solchem Dilemma könnte man doch auch zu anderem Schluß als Sie selbst gelangen, nämlich daß »beide Beweise« zwar widerlegt »scheinen«, aber erbracht sind. Denn die »zwei Gründe«, den erwähnten administrativen Umstand zu verdächtigen, sind keineswegs so diametral entgegengesetzt, wie es Ihnen

H. K.

~~Handwritten scribble~~

H. K.

~~Handwritten scribble~~

12

scheinen will und die »ganze Besorgnis«, die Ihnen hinfällig zu sein scheint, ist es in Wahrheit darum noch lange nicht. Es kommt in dieser handgreiflichsten aller Materien nicht so sehr auf logisches Geflunker an wie etwa darauf, einfach einen Jahrgang durchzusehen und darnach festzustellen, ob mehr günstige oder ungünstige Kritiken den Annoncen »entsprechen«, um endgültig zu eruieren, ob die Redaktion mehr korrupt oder mehr albern sei. Nicht einmal auf das »persönliche Vertrauen«, das der Leser der »Literarischen Welt« dem Herausgeber entgegenbringt, wollen wir uns Gottbehüte verlassen, und schon gar nicht auf den »Gegenbeweis«, daß »mindestens die Mehrzahl der Besprechungen weder in der gleichen noch in einer späteren Nummer von Inseraten begleitet ist«. Dieser Gegenbeweis mag ja »jedem nicht Böswilligen sichtbar« sein, aber einleuchten wird er doch nur jedem, der in dieser Kategorie auch ein Esel ist, denn speziell die Deutung dieses administrativen Umstandes hängt bei weitem nicht so sehr von dem persönlichen Vertrauen zum Herausgeber der »Literarischen Welt« ab als vielleicht davon, daß sein Annoncenmann mindestens in der Mehrzahl der Fälle Pech gehabt hat. Wie sein Auftraggeber mit dem Versuch, ausgerechnet uns mit dem Witz blöd machen zu wollen, mit dem auch schon mancher, dem man Bestechlichkeit vorwarf, als Gegenbeweis die Geringfügigkeit der Beträge oder die Unerlangbarkeit in der Mehrzahl der Fälle angeführt hat. Und ausgerechnet uns mit der Trennung der Ressorts zu kommen und mit dem reinen Bewußtsein, das die kritische Autorität unbefleckt erhält, wenn es doch gleichzeitig von der Hoffnung auf Korruption Geld empfängt, die zu enttäuschen unsauberer ist als zu erfüllen — uns, die wir die Korruption einer Presse, die unverhüllt die redaktionelle Meinung als Ware feilbietet, für das weit geringere Übel halten als die Heuchelei einer »anständigen« radikalen Publizistik, bei der die linke Hand schreibt, ohne zu wissen, daß die rechte nimmt und selbst den weltanschaulichen Gegner nicht abweist. Sie dürften sich etwas davon versprochen haben, uns einmal ethisch zu kommen; aber den Versuch, uns zu diesem Behufe auch logisch zu kommen, könnte auch Mitleid nicht vor dem Mißlingen bewahren. Und das wichtigste Argument: daß »die ‚Literarische Welt‘ ohne

bezahlte Anzeigen nicht existieren könnte« — weshalb Sie sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß Sie sich um die Annoncen, von denen sie existiert, nicht kümmern — ist zwar ohneweiters glaubhaft, verfehlt aber aus dem einfachen Grunde seinen Eindruck auf uns, weil wir keineswegs davon durchdrungen sind, daß die »Literarische Welt« existieren muß. Wie sie diese Existenz fristet, grenzt insofern ans Wunderbare, als der von uns vermutete Rebbach einerseits darauf reduziert erscheint, daß die »Literarische Welt« heute, wie immer, »ohne jeden Überschuß arbeitet« und anderseits »das, was sie einnimmt, restlos und ziemlich gleichmäßig an alle ihre literarischen Mitarbeiter verteilt«.

Freilich mögen Sie persönlich durch die strenge Trennung der Filmproduktion von der Filmkritik zu dem Bewußtsein diszipliniert sein, daß auch der redaktionelle und der administrative Teil einer literarischen Zeitschrift nur in einem so rein bürokratischen Zusammenhang stehen, daß Sie sich um die Annoncen — über deren Ertragsfähigkeit hinaus — nicht zu kümmern haben. Stillvergnügt haben wir ja den Aufstieg eines Prager Anfängers durch die Sphäre jener Filminteressen zum Präzeptor Germaniae in geistigen Belangen verfolgt und wir haben zunächst keineswegs die Absicht, die Karriere anders als vielleicht durch den Abdruck Ihrer Briefe zu stören, da wir der deutschen Kultur ja alles, was sie sich bieten läßt, vom Herzen gönnen. Die Stellung, die Sie auf diese Art erlangt haben, berechtigt Sie nun ganz gewiß, den Plan auszuführen, in den Sie uns einweihen: gelegentlich über die politischen Wandlungen des Herausgebers der Fackel »sozusagen Inventur zu machen«, wiewohl es in abschbarer Zeit aus inneren Gründen wohl nicht werde geschehen können. Ohne in das Gewissensgebiet, dem eben dies Dilemma entspringt, eingreifen zu wollen, sind wir im Gegenteil bereit, mit der Diskretion, die Sie für diese Partie Ihres Schreibens erbitten, der Frage auszuweichen, ob Sie besser täten, sich da Zeit zu lassen oder sich zu beeilen. Zweifellos wartet ja die ganze literarische Welt Deutschlands auf die letzte Entscheidung, die Sie über Wert oder Unwert des Werkes der Fackel zu fällen haben, welches, wie Sie mit Recht hervorheben, kaum ein Einzelproblem enthält, das anders als im Zusammenhang zu lösen wäre, wenn schon nicht in dem rein bürokratischen, der ja zwischen dem redaktionellen

~~ist das der 20  
hinter stehen und  
versteht~~

~~Druckbeginn  
vorgeworfen~~ <sup>11</sup>  
wird nun  
gedruckt

(Beginn  
ca 10<sup>u</sup>)

im

und dem administrativen Teil der Fackel nicht besteht, so doch mit dem Gesamtschaffen, dem beide Teile zugehören. Und wenn man schon so lange auf Ihre Entscheidung über das Einzelproblem des Kerr gewartet hat — so lange wie auf dessen Antwort und Abfuhr —, so sieht man Ihrem Urteil über das Gesamtschaffen der Fackel zwar mit noch größerer Ungeduld entgegen, aber auch mit dem Begreifen, daß gut Ding Weile braucht und daß Sie hier umso mehr zu tun haben, um »vollständig klar zu sehen und genau abzuwägen«, wie nur einer, der in den Weltkrieg zog. Darum wird es jedem verständlich sein, daß die Verzögerung bloß aus inneren Gründen erfolgt und nicht etwa darum, weil wir zwar zu den schlagenden Verbänden gehören, aber zu den nichtinserierenden Verlagen (weshalb Sie ja auch die Mitteilung an uns, daß eine Besprechung erscheinen werde, die in der nächsten Nummer voraussichtlich nicht erscheint, direkt und nicht durch den Annoncen-Mann vornehmen konnten). Unser eigener Eindruck von Ihrem Entschluß, gelegentlich, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, genau abzuwägen, sozusagen Inventur zu machen und in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der Fackel darzustellen; und andererseits wieder von Ihrer Ankündigung, daß dies, so wahr Sie das Verlangen haben, in absehbarer Zeit nicht geschehen werde — unser eigener Eindruck war ja freilich zunächst der von etwas, was man dort, woher Sie nach Deutschland gekommen sind, sozusagen Chuzpe nennt und von einer, die im Wechsel mit geduckter Angst noch mehr hervortritt. Dieser Eindruck wich aber bald dem einer gewissen Bescheidenheit, die mit dem Ausdruck »Inventur machen« freiwillig an den Ausgangspunkt einer richtiger gehenden Karriere zurückzugehen scheint, deren Bestimmungsort als Ziel andeutend aufs innigste zu wünschen und als verfehlt zu beklagen. Über die politischen Wandlungen des Herausgebers der Fackel, die Sie interessieren, mit denen er jedoch seinem Ausgangspunkt weniger untreu wurde und die zwischen diesem und dem heutigen Standort einen geringeren Widerspruch bemerken lassen, als eine mehr aufs Kommerzielle gerichtete Kulturbetrachtung wahrhaben will, möchten wir Sie beruhigen. Wenn Sie sich aber »eine vollständige Übersicht über die politische Haltung der Fackel« (die wir selbst, befragen wie wir da sind, über-

haupt nicht wahrzunehmen vermögen) durchaus «verschaffen wollen», so müssen wir Ihnen raten, Ihre Studien lieber in der Staatsbibliothek vorzunehmen. Denn da wir der Meinung sind, daß alles, was Sie der literarischen Welt zu sagen haben, überflüssig ist, ob es nun unsere oder welche Sache immer betrifft, so sind wir nicht gewillt, Sie in Ihrer Wirksamkeit noch durch Materiallieferung zu unterstützen. Wohl haben wir das Vorhaben, der Fackel »Widersprüche« nachzuweisen, für unterstützungsbedürftig erklärt; da Sie uns aber mit Recht darauf aufmerksam machen, daß es da kein Einzelproblem gebe, und wir uns derzeit mit der Hervorsuchung sämtlicher Widersprüche nicht befassen können, so sind wir nicht in der Lage, Ihnen »die Nummer« — ob Sie nun die mit dem Schopenhauer-Zitat oder die mit dem Liebknecht-Aufsatz meinen mögen — zu liefern. Wir begnügen uns damit, Ihre Absicht erraten zu haben, und geben Ihnen zunächst diesen einen Widerspruch — zwischen unserer scheinbaren Bereitschaft und unserer tatsächlichen Weigerung — an die Hand. Das ist ein ganz schöner, handlicher Widerspruch, und zur Not könnten Sie sich ja etwa auch mit der nachweisbaren Tatsache behelfen, daß der Herausgeber der Fackel, der sich nicht genug tun kann, den technischen Fortschritt als einen fragwürdigen Ersatz für die Verluste, durch die er erkaufte wurde und die er bewirkt hat, zu verufen, für seine Person sogar nicht davor zurückschrickt, sich auf Reisen des Aroplans zu bedienen. Das mit den politischen Wandlungen ist eine eigene Sache und Sie täten nicht gut, sich da einzulassen. Die könnten, wenn man schon so flach ist, sie für solche zu halten, ganz legitim und ohne den Verdacht unlauterer Motive, wie der Unterwerfung unter eine herrschende Macht oder einen herrschenden Geschmack, erworben sein. Da kann man leicht fehlgehen. Was hätten Sie schon davon, der Tatsache, daß in der Fackel das Andenken des alten Liebknecht gegen eine Nichtswürdigkeit geschützt wurde, das Faktum zu kontrastieren, daß in derselben Zeitschrift vor dem Weltkrieg ein Ausspruch Schopenhauers gegen Barrikadenkämpfer zitiert war? Der alte Liebknecht stand der Fackel schon damals nahe und seine Verteidigung erfolgte in einer Zeit, in der die Fackel frei von dem Verdacht war, den sozialistischen Mächten zu schmeicheln, nachdem das Schopenhauer-Zitat in einer Zeit erschienen war,

17e

74

14

wo die damals herrschende Macht keinen unbeugsameren Feind hatte als die Fackel. Machen Sie sich doch nicht unnütze Mühe, wo Sie ohnedies so mit Arbeit überlastet sind. Auch möchten wir glauben, daß Ihre Ankündigung den Zweck, den sie hatte, bereits erfüllt habe, indem sie ihn verfehlt hat. Denn wir werden Ihnen — nach all der Ausführlichkeit, die die Knappheit des stilistischen Ausdrucks häufig erfordert — auf den Kopf zu sagen, was Sie gewollt haben. Sie dachten natürlich nicht im Traum daran, in einer ernstern, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der Fackel darzustellen, nichts läge Ihnen stagelgrüner auf. So wahr Sie das Verlangen haben, so wahr wird es in absehbarer Zeit nicht geschehen können. Da ist wirklich alles wahr: wir glauben Ihnen, daß Sie das Verlangen haben, und noch mehr, daß es in absehbarer Zeit nicht geschehen wird. Aber Sie halten uns gewiß nicht für so dumm, daß wir Ihnen auch glauben sollten, Sie würden, bei aller Gewohnheit Verleger von bevorstehenden Besprechungen zu unterrichten, sich mit solcher Aufmerksamkeit an uns wenden und unsere Mitwirkung an dem Geschäft, selbst wenn es freundlich tendierte, in Anspruch nehmen. Was Sie vielmehr mit Ihrem tollkühnen, wenngleich rein administrativen Schritte wollten und was Ihnen mißlungen ist, ist das folgende: Die flüchtige Streifung Ihres Wirkensgebietes in der Fackel, provoziert durch die Verunehrung des alten Liebknecht, ist Ihnen sichtlich auf die Nerven gegangen. Da dachten Sie sich, daß eine unverfängliche Anfrage beim Verlag der Fackel nach der Liebknecht-Nummer und (im rein bürokratischen Zusammenhang mit ihr) nach jener mit dem Schopenhauer-Zitat, das den Verteidiger des alten Liebknecht bei Schwachköpfen kompromittieren könnte und dessen Erinnerung ihm darum heute unangenehm wäre, daß also ein solches Antupfen an eine wunde Stelle in Form einer rein administrativen Bestellung vielleicht Wunder wirken und dann Ruhe sein würde, nach der allerorts in der literarischen Welt geltenden Maxime: Tu du mir nichts, tu ich dir auch nichts. Sie haben sich den Verlauf wohl so gedacht, daß wir als Administration die bestellten Nummern stillschweigend senden oder, was noch günstiger für Sie gewesen wäre, Ihnen mit der Erklärung, sie seien vergriffen, aufwarten und, so oder so, die Redaktion der Fackel sich danach hüten werde, noch einmal an die Sphäre des

Herrn Willy Haas zu rühren. Er tappt und die in der administrativen Gewandung phantastische Anfrage zu einem Briefwechsel entwickelt sehend, müssen Sie nun mit einer Ausrede durchhalten, die zu erfinden schon schwer war. Sie treiben also ein würdiges und sachliches Studium, für das Sie ausgerechnet unsere Mitwirkung haben wollten und, Schäker der Sie sind, präsentieren Sie sich uns als Herr mit ernsthaften Absichten, der über unsere politischen Wandlungen sozusagen Inventur machen will, was ja schon dringend nötig ist und wofür wir uns gar keinen Geeigneteren wünschen könnten. Da Sie im Druckwesen nicht wenig bewandert sind, so wird Ihnen die Erscheinung bekannt sein, daß sich eine Petite zu einer Garmonde auswachsen kann. Was wir Ihnen, Historiker der Sie sind, von Ihrem Plan glauben, ist die Prophetie, daß er in absehbarer Zeit aus inneren Gründen nicht zur Ausführung gelangen wird, weshalb eigentlich Ihre Urgenz wegen der Nummer nicht ganz verständlich ist. (Von der wir überzeugt sind, daß Sie sie besitzen.) Die inneren Gründe dürften darin bestehen, daß sie zwar, in der falschen Vermutung, der Herausgeber der Fackel gehöre doch an irgend einem Punkte der literarischen Welt mit ihren Danachrichtungen an, hinreichend Wagemut hatten, um ein Brieflein an den Verlag zu richten, aber sehr wohl wissen, daß die Inventur, die in Ihrem geistigen Lagerbestand vorzunehmen wäre, wohl nicht terminmäßig an Ihre polemischen Absichten gebunden ist, aber erfolgen würde, wenn Sie sich in so markantem Fall zu kritischen Repressalien erdreisteten — und nicht bloß »sozusagen« und als Metapher, sondern als handelsüblicher Vorgang: auf der Haben-Seite mit genauer Unterscheidung der Annoncensummen, die im Lauf eines Jahres neben günstigen und ungünstigen Kritiken verdient wurden, und gerechter Weise auch mit Anführung der nichterschienenen Annoncen auf der Soll-Seite. Sie mögen demnach als den Hauptgrund unserer Weigerung, Ihnen die Nummer zu liefern, Furcht vor der drohenden Inventur annehmen. Er liegt in Wahrheit darin, daß Sie uns durch Eröffnung Ihrer Absicht daran erinnert haben, daß die Angelegenheit eigentlich doch nicht ganz im Bereich der literarischen Welt spielt.

Sie haben also mit der Annahme — die Sie in dem Schreiben äußern, das uns ereilt hat, während wir mit dieser Antwort beschäftigt waren — vollkommen recht: daß wir Ihnen

die gewünschte Nummer der Fackel nicht heraussuchen werden. Sie gehen auch nicht fehl, wenn Sie diesen Entschluß auf den positiven Willen, Ihnen die Nummer nicht zugänglich zu machen, und nicht mehr bloß auf die Befürchtung des Zeitverlustes zurückführen, welchen wir, wie Sie gleichfalls mit Recht vermuten, aus ziviler Höflichkeit als Äquivalent für den Zeitverlust auf uns genommen hätten, den Ihnen der Briefwechsel mit uns gekostet hat. Wir müssen allerdings gestehen, daß wir unsere Zeit weit lieber an eben diesen gewendet haben als an das Heraussuchen der Nummer, da wir zwar ganz Ihrer Meinung sind, daß Ihre Antworten einen Zeitverlust bedeuten, jedoch unseren ungleich größeren Aufwand an Zeit keineswegs für verloren halten, sondern im Gegenteil für eine Kapitalsanlage. Ihre abermals geäußerte Sorge wegen Publikation und Vortrag der Arbeit, die Sie zu der so entstandenen Gesamtleistung beigetragen haben, können wir nicht eindringlich genug zerstreuen. Sie sind ganz richtig darüber informiert, daß der Herausgeber »bereits Teile dieses Briefwechsels öffentlich vorgetragen hat«, nämlich den ganzen, soweit er bis dahin vorhanden war. So könnten Sie auch erfahren haben, mit welcher Sorgfalt er hiebei Ihr Autorrecht gehütet hat. Wegen der Geschlossenheit einer etwaigen Publizierung oder eines ferneren und also umfassenderen Vortrags möchten wir Ihnen jede nur mögliche Garantie bieten, ohne freilich der Interpretation, daß ein Merkmal der Geschlossenheit im autorrechtlichen Sinne auch der Verzicht auf »Zwischenbemerkungen« wäre, beipflichten zu können. Wiewohl wir aber entgegen Ihrer vorsorglichen Warnung der Ansicht sind, daß wir vollauf berechtigt wären, jede nur beliebige Zwischenbemerkung zu Ihren Zuschriften zu machen, wollen wir Ihnen verraten, daß uns nichts ferner liegen wird, als Ihre Gedankengänge zu unterbrechen, deren Unversehrtheit uns sowohl im Interesse Ihrer Wirkung wie der unsrigen angebracht erscheint. Dagegen wollen wir, wie wir Ihnen bereits zugesagt haben, bezüglich der gewünschten Vollständigkeit noch über das Maß Ihrer autorrechtlichen Wünsche hinausgehen und auch die Stelle berücksichtigen, auf deren Abdruck Sie keinen Wert legen. (Jene von dem Dilemma, das Sie nicht weiter preisgeben wünschen, und wo Sie zwar keinen Anstand nehmen,

sich dem Verlag der Fackel gegenüber offen auszusprechen, aber die Aussprache als privat zu betrachten ersuchen.) Denn von dem wesentlichen Charakter dieser Stelle ganz abgesehen, wüßten wir mit dem besten Willen nicht, wie wir das Kunststück zustandebringen sollten, die Weglassung so vorzunehmen, daß sie weder dem Verdacht Raum gäbe, wir hätten etwas uns selbst Peinliches unterdrückt, noch auch der berechtigten Vermutung, sie entspreche Ihrem eigenen Bedürfnis nach Diskretion. Wenn es Ihnen mit diesem ernst ist, so hätten Sie es sich überlegen sollen, bevor Sie sich in das Risiko des Briefwechsels mit uns einließen.

1a  
18  
Daß Ihr Redaktionskollege einen Unfall erlitten hat, war schuld an der Verzögerung Ihrer Antwort. Aber diese selbst, und wenn nicht sie, so die unsere, wird Ihnen vielleicht zum Bewußtsein bringen, daß Sie selbst einen Unfall erlitten haben, der sie auf noch längere Zeit hinaus mit Arbeit überlastet und Ihren Zeitverlust leider vermehrt hat. Schon die Schwierigkeit der Lösung des Annoncenproblems, der Sie sich unterziehen mußten, dazu die geringe Befriedigung, die diese bei uns hinterläßt, dürfte Sie den ungestümen Schritt bereuen lassen, sich über den eigenen Rayon hinaus für administrative Dinge zu interessieren und mit einem fremden Verlag anders als zum Zwecke der Annoncenwerbung in Fühlung zu treten. Sie haben sich — wenn Sie von der Ehre, die wir Ihnen durch einen Briefwechsel erweisen, absehen — doch nichts als Verdrießlichkeiten zugezogen, während hingegen wir sagen können, daß uns die Abwicklung der Angelegenheit besonders in einem Punkte befriedigt. Nämlich was Ihr Versprechen anlangt, dafür zu sorgen, daß jenes Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität«, in das einst ein hoffnungsvoller Prager Gymnasiast die Photographie des Autors, für die er die Unterschrift erbat, nicht ungeschickt eingeklebt hat, auf seinen bibliophilen Ursprung zurückgeführt und als Widmungsexemplar dementiert werde. Der Mißbrauch dieser Photographie — der später in der literarischen Welt vielfach zu der Meinung geführt hat, es existiere eine Ausgabe von »Sittlichkeit und Kriminalität«, »die noch das Bild des Autors hat«, und der Beweis hiefür sel eine Widmung des Buches an den Herausgeber der ‚Literarischen Welt‘ — war weit mehr zu fürchten als jegliche Inventur oder selbst

als die Möglichkeit, daß die Verlagsleiterin der Fackel, die die Briefe zu unterschreiben pflegt, geklagt oder erschossen werde. (Für alle Fälle — denn auf die Zusage, daß Sie sie »keinesfalls weder klagen noch erschießen« werden, ist wenigstens grammatikalisch kein Verlaß — unterschreibt sie diesen nicht; aber der Herausgeber, der ihn verfaßt hat und verantwortet, hofft trotzdem, daß Sie ihn zu Ende lesen werden.) Was Ihre Revokation der Verklärung des Revolvermannes Pöffel betrifft, so ist sie ja weit verständlicher als die Bereitschaft, uns eine Nummer Ihrer Zeitschrift -- die uns bei weitem nicht so sehr interessiert wie Sie eine der unseren -- ohne jede nähere Begründung« zur Verfügung zu stellen. Sie meinten vielleicht: ohne jede weiteren Spesen, denn die Begründung liegt ja doch eben in dem ausgesprochenen Wunsch, uns von Ihrer Sinnesänderung über den Fall Pöffel zu unterrichten. Wenn Sie aber »noch jetzt behaupten«, daß leichtfertige Polemik statt mit gegründeter (oder mit dem Mittel, das in Berlin »zum Kad« führt) gegebenenfalls mit dem Revolver beantwortet werden sollte, so beweisen Sie nur, daß das eigentlich Empörende und Anwidernde an Ihrer Stellungnahme im Falle Pöffel (in dem Satz, den wir aus dem Gedächtnis zitieren: »Aber da es einmal geknallt hat, so freue ich mich, daß es geknallt hat«) von Ihnen nicht widerrufen wurde. Wenn Sie sich nun mit dieser Auffassung »nicht in Konflikt mit einem Verlage glaubten, in welchem die Satiren über den ‚Polemiker‘ Bekessy erschienen sind«, so gewährt der Hinweis auf die bekannte Tatsache, daß wir gegen den Revolyer des Bekessy zwar das Landesgericht, aber niemals den Revolyer, zwar die Justiz, aber nie die Todesstrafe empfohlen haben, wohl auch eine Exemplifizierung dessen, was unter einer korrupten Redaktion zu verstehen ist und was unter einer mehr albernen.

Bei der von Ihnen nicht widerrufenen Auffassung, daß leichtfertige Polemik den Tod verdiene, können Sie aber von Glück sagen, daß Sie so oft mit dem Leben davongekommen sind; wiewohl Sie freilich in dem krassesten Fall: der Hinstellung des alten Liebknecht als eines konjunkturbeflissenen Preßjuden, der um als solcher unerkannt zu bleiben, feige gegen einen Unschuldigen gehetzt habe, nichts mehr zu riskieren hatten. Auch der Vergleich Ihres dreisten Urteils über den Toten

H. J. in

mit einer Briefwendung von Karl Marx über den Kampfgenossten und wie Sie selbst sagen, engsten Freund (der er doch bei analoger Gesinnung nicht hätte sein können), mit einer gelegentlichen Bemerkung, die zu zitieren Sie wohlweislich unterlassen — auch das Unterfangen, solche »Stellungnahme« nicht zu widerrufen, sondern zu übertrumpfen, gehört der Sphäre an, der wir ~~bei~~ Kennzeichnung Ihres Entschlusses, über das Werk der Fackel Inventur zu machen, entnommen haben. Diese Kennzeichnung — mit dem Ausdruck Chuzpe — wäre jedoch allzu knapp gegenüber den Problemen wie der Persönlichkeit, um die es sich handelt, und der wir eine noch größere Ausführlichkeit nicht vorenthalten durften, als Sie uns selbst zugewandt hatten. Damit hoffen wir aber auch die von Ihnen mit Recht beanspruchte Einheit, Geschlossenheit und Vollständigkeit für unseren Briefwechsel erst hergestellt zu haben, dessen Veröffentlichung, falls sie in absehbarer Zeit aus inneren Gründen erfolgen sollte, natürlich unverkümmert erfolgen müßte, weil er keine einfache Mitteilung von Tatsachen darstellt, sondern eine urheberrechtlich geschützte Leistung und als solche — namentlich was die Trennung des redaktionellen vom administrativen Teil anlangt — seinen Platz neben Goethes Briefwechsel mit einem Kinde in der literarischen Welt behaupten dürfte. Vor diesem Schicksal könnte ihn keine Rücksicht auf ein Dilemma bewahren, in dem Sie sich nun etwa befinden mögen und das man außerhalb der literarischen Welt Scheißgasse nennt.

Der Verlag der Fackel

### Inschriften

#### Weg mit den Fremdwörtern!

Bessere Zeiten werden erst kommen,  
wenn man statt Weekend wieder Schabbes  
sagen wird und statt Girl wieder Chonte.

Berliner Theaterwitz

»Wann gehen wir entgegen bessern Tagen?«  
so fragte einer, der es wissen kann;  
und wies den Weg: »Wenn einst statt ‚Weekend‘ man  
wird wieder einfach Schabbes sagen«.  
Ein Prominenter, der's nicht wen'ger wissen konnte,  
ergänzte: »Und statt ‚Girl‘ wieder Chonte«.  
»Da fehlt noch«, meinte ich, »zum guten End,  
daß man auch Tineff sagt statt ‚prominent‘«.

18

12

14

11

11

11

11

11  
11  
11

#### Die Erneuerung

Gern schloss' ich mich an und zwar sogleich  
ans Vaterland, ans teure.  
Doch wäre die Wirkung nichts für euch,  
von wegen meiner Säure.  
Die Freud' aber an einer schönen Leich'  
ist eine ungeheure.  
So wünscht man gleich lieber, daß Österreich  
sich durch Lippowitz erneure.

11  
11  
11

41

11

## Der Wiener

Im Berliner Tageblatt ist das Folgende zu lesen:

— — Wyndham Lewis ist eine der interessantesten und problematischsten Erscheinungen des heutigen Englands, was nicht verhindert, daß er der Menge ganz unbekannt ist. Er ist geistreich und überwältigend temperamentvoll wie der Wiener, und wie dieser schießt er mit Kanonen nach Spatzen, verschwendet seine Emotionen und Gaben im Haß gegen Personen und Vorgänge, die nur sehr lokale Bedeutung haben. — — Und als Symbole dieser Gesellschaft werden eine Reihe Londoner Persönlichkeiten geschildert, denn dieses Buch ist ein Schlüsselroman, in dem der Verfasser seinen Haß und seine Verachtung gegenüber einer Anzahl Menschen austobt, deren Bedeutung er — gerade infolge dieses Hasses — ungeheuer überschätzt. Aber selten wohl sind so scharfe, grausame, giftige und trotz aller Verzerrung auf den ersten Blick erkennbare Porträts veröffentlicht worden. — —

Daß die Spatzen sich durch den Gebrauch der Kanonen überschätzt fühlen, ist eine alte Tatsache; die Bescheidenheit der Theodor Wolff und Kerr überrascht gleichwohl. Das Bestreben jenes, lieber dem Mussolini als mir Reklame zu machen, dürfte jedoch hier seinen übertriebensten Ausdruck erreicht haben. Es ist ein Fall, der die Beispiele von Ausmerzungen eines Namens aus der Wirklichkeit — etwa der Offenbach-Aufführungen im Berliner Rundfunk —, von der Hinausfälschung aus Bericht und Zitat weit hinter sich läßt. Er übertrifft alle Praxis des Berliner Tageblatts, ja selbst jenen Eingriff in den George-Artikel, den die befreundete und in liberaler Gesinnung verbundene Arbeiter-Zeitung verübt hat, teils meinetwegen teils »schon unter dem Gesichtspunkte des guten Geschmacks«, nämlich um die Polemik gegen Herrn Schober nicht in der Literaturreihe zwischendurch fortzusetzen. Die Leser des Berliner Tageblatts, denen Herr Wyndham Lewis vorgestellt wurde als einer, der einem andern ähnlich sieht, der ihnen nicht vorgestellt wurde, befanden sich, soweit sie nicht Bescheid wußten und die Parallele mit Heiterkeit zur Kenntnis nahmen, in einer schwierigen Lage. Denn wenn sie lesen, daß der Engländer, als dessen wesentliches Kennzeichen die Unbekanntheit angeführt wird, eine starke Ähnlichkeit mit

»dem Wiener« habe, so möchten sie doch zunächst wissen, wer dieser Wiener eigentlich sei, dessen Eigenart ihnen so genau beschrieben wird. Der Fall ist doch so beschaffen, wie wenn ein Paß alle notwendigen Angaben einschließlich der besonderen Merkmale enthielte, mit Ausnahme des Namens. Vor diesem Vergleich des Engländers mit dem Wiener hatte der Berliner die Wahl zwischen der Möglichkeit, daß ein Autor dieses Namens gemeint sei, den man vielleicht in Berlin noch nicht genug kennt, oder am Ende jener Wiener, von dem man dort immerhin schon gehört hat, daß er nicht unterzugehen pflegt. Der ist aber den Berlinern doch weit eher durch die Eigenschaft der Gemütlichkeit bekannt als gerade durch Geist und ein überwältigendes Temperament, das seine Emotionen im Haß gegen Personen und Vorgänge verschwendet, die nur sehr lokale Bedeutung haben. Kein Zweifel auch, seinem Streben nach einem Fremdenverkehr würde ein gesellschaftsfeindlicher Hang schaden und insbesondere die Eigenheit, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen, hinderlich im Wege stehen. Dieser Wiener katexochen kann also nicht gemeint sein. Einen der Menge unbekanntem englischen Schriftsteller kann man aber auch nicht gut mit einem bestimmten Wiener vergleichen, der wieder so bekannt ist, daß man seinen Namen gar nicht nennen muß, um auszudrücken, daß man ihn meint und nur ihn meinen kann. Das wäre auch an und für sich unmöglich und selbst ein so exemplarischer Wiener wie Schubert könnte wohl nicht den Anspruch erheben, schlechthin »der Wiener« genannt zu werden, wie Goethe der Weimarer oder Kant der Königsberger. Solche Bezeichnungen sind eben nur der Begriffsverbindung der kleinen Stadt mit dem großen Mann angepaßt, während man schon etwa als den Frankfurter sich ebenso gut wie Goethe auch Schopenhauer oder Rothschild vorstellen könnte. Vollends würden »der Berliner« und »der Wiener« nur dann etwas von der Individualität aussagen, wenn sie bereits genannt oder anders begrifflich bestimmt wäre. Wer also ist »der Wiener«, der so berühmt ist, daß man ihn nicht nennen muß, wenn er nicht vielleicht gar den Ruhm eben dem Umstand verdankt, daß man ihn nicht nennt? Daß er, wenn er ein solcher ist, von den typischen Wesensmerkmalen des Wieners weniger an sich haben dürfte als Schubert, Lanner, Johann Strauß oder Girardi, wird man nicht

leugnen. Darum aber auch nicht annehmen, daß der Autor des Artikels, und wäre er der größte Schmock des Jahrhunderts, sich solcher Abkürzung beflissen hat, vielmehr: daß sein Artikel das Opfer des redaktionellen Hasses gegen eine Person wurde, die, wiewohl sie ein Wiener ist, doch nicht bloß lokale Bedeutung hat und deren Porträt trotz der stilistischen Verzerrung, die dem Artikel angetan wurde, auf den ersten Blick erkennbar ist. Wäre freilich der Angestellte des Berliner Tageblatts annähernd so geistreich wie »der Wiener« und nicht vielmehr ein Chammer, so hätte er die Streichung des Namens aus dem Manuskript nicht vollzogen, ohne auch die Charakteristik zu beseitigen, oder wenn gegen diese als eine immerhin abträgliche Kritik nichts einzuwenden war, »jener Wiener« gesetzt. Daß da etwas passiert ist, zeigt schon der graphische Lokalauschein. Nicht nur der Text, auch das Druckbild (mit den auseinandergetriebenen Wörtern) verrät deutlich, daß zwischen dem Satz, in dem Lewis vorkommt, und dem folgenden der Vergleich mit dem Träger eines Namens Raum hatte, der im letzten Moment bemerkt und getilgt wurde, ohne daß die Ausführung des Vergleichs der Korrektur zum Opfer fiel. Möglich aber auch, daß der anstößige Name erst nach den Worten »der Wiener« gestanden war und der Korrektor geglaubt hatte, selbst mit so schlichtem Zugriff die einzige pflichtgemäße Obsorge zu erfüllen, die heute von Zeitungen verlangt wird. Daß die Kunst des Redigierens der zentraleuropäischen Presse hauptsächlich in dem Aufpassen besteht, daß mein Name nicht durchrutscht, weiß man. Aber so einfach wie der Beauftragte des Herrn Wolff hat sich's schon lange keiner gemacht, und es wäre kein Wunder, wenn die österreichische Gesandtschaft in Berlin, die seit der Unterdrückung der »Unüberwindlichen« ohnehin nicht viel zu tun hat, gegen die Unterdrückung des Namens ihres Autors, gegen die Verwandlung eines beiderseits unbeliebten Wieners in den Wiener, Protest erhebe, schon um der Version vorzubeugen, daß in Wien mit Kanonen geschossen wird. Was das Problem der besonders bedrohten Spatzen anlangt, so kann ich diesen nur raten, sich damit das Hirn nicht zu ermüden. Es ist ja wahr, ich verzettelte mich (in jedem Sinne des Wortes), indem ich über der Lust, gerade aus den unscheinbaren Zügen das Gesicht der Zeit zu komponieren, immer wieder den

größeren Dienst versäume, ihre täuschendsten Attrappen zu zerlegen und zum Emil Ludwig der Reinhardt und Schober (und Emil Ludwig) zu werden. Das Pläsierchen jedoch, das ich an dem kleinsten Tierchen habe, möge dieses mir gönnen; es entbehrt schon nicht der tieferen Berechtigung. Finden nicht vielleicht die Eulen, daß ich sie nach Athen trage? Sie sollen mich nur lassen; ich weiß schon, warum ich das unverhältnißmäßige Mittel anwende, und weit problematischer bleibt doch mein Verfahren, Perlen vor die Säue zu werfen. Es dürfte sich aber herausstellen, daß ich mit Kanonen auf eben diese zu schießen pflege. Die fortwährende Selbstunterschätzung der Herren von der Presse wie der Personen von lokaler Bedeutung, die allesamt nichts weniger vertragen als zu Symbolen gesteigert zu werden und mehr Ehre erwiesen zu kriegen, als ihnen zukommt und als sie haben, ist mir wohl lästig, aber keineswegs hinderlich. Ich kenne diese Finten. Die von der lokalen Bedeutung, die ihr eigenes Nest hinreichend verunreinigt haben, treffen den Vogel, der da findet, daß es ihn beschmutze, auf den Kopf, indem sie sagen, er habe es getan, und dann kommt die Berliner Journalistik, die den Nagel abschießt, tut mir die Schand an und nennt mich den Wiener.

—

## Kanonade auf Spatzen

### Allerlei Namensgleichheit

Ein vielleicht tragischer Fall dient einem Kommiss bei Lippowitz & Co. zu dem folgenden Scherz:

(Karl Kraus vermißt.) Seit dem 8. d. M. wird aus seiner Wohnung, 9. Bezirk, Rögergasse 6, der 26jährige Verkäufer Karl Kraus vermißt und man befürchtet, daß ihm ein Unfall zugestoßen ist. Die Polizei hat entsprechende Erhebungen eingeleitet.

In großem Druck zwischen einer Deutschmeisterfeier und einer Reklamenotiz für Gerngroß. Leider ist aber doch eine Verwechslung ausgeschlossen. Eher schon wäre vielleicht die Meldung der Arbeiter-Zeitung, daß ein Genosse Johann Schober gestorben sei, mißverständlich gewesen, wohingegen die entgeltliche Mitteilung der Neuen Freien Presse — die mit Recht unter »Interessante Einzelheiten« kam — keinen Kommentar erfordert hat:

Die sehr sehenswerten Kojen der Firma Kraus & Schober in Linz, des größten Kaufhauses am Platze, wurden ebenfalls vom Herrn Bundespräsidenten Miklas besichtigt.

Ältere Leser der Fackel erinnern sich, daß nicht einmal jene Vorladung »zur Ablegung einer Zeugenaussage gegen Karl Kraus wegen Diebstahls« Zweifel hervorgerufen hat, während allerdings die analoge Beziehung auf einen Träger des Namens Lippowitz ein fatales Quiproquo bewirken könnte.

### Rundfunk und Presse

Sie, etwa die Neue Freie, übermittelt, was Albert Einstein durch jenen gesprochen hat, wie folgt:

— — Der Rundfunk besitzt eine ganz einzigartige Funktion im Sinne der Völkerversöhnung. Die Völker lernen einander durch den Rundfunk kennen, der sie einander direkt zeigt, und zwar in der lebenswürdigsten Form! — —

Einem einzigen Berliner Blatt, und ausgerechnet dem Tageblatt, ist der volle Wortlaut durchgerutscht:

— — Was speziell den Rundfunk anbetrifft, so hat er eine einzigartige Funktion zu erfüllen im Sinne der Völkerversöhnung. Bis auf unsere Tage lernten die Völker einander fast ausschließlich durch die verzerrten Spiegel der eigenen Tagespresse kennen.

Der Rundfunk zeigt sie einander in lebendigster Form und in der Hauptsache von der lebenswürdigen Seite. Er wird so dazu beitragen, das Gefühl gegenseitiger Fremdheit auszulösen, das so leicht in Mißtrauen und Feindseligkeit umschlägt.

Wenn das nicht passiert wäre, hätte der Zerrspiegel seine Funktion durchaus erfüllt, auch dem eigenen Volk die Erkenntnis dieser vorzuenthalten. Die Frage ist nur, wie lange die Presse dem Rundfunk erlauben wird, die seinige zu erfüllen, und ob es nicht eine lebenswürdige Ideologie ist, zu wähen, eine internationale Fälscherbande hätte es nicht in der Hand, in diese jeden Apparat zu bekommen, der dazu bestimmt sein könnte, welche Wahrheit immer zu verbreiten.

### Richard Wagner: »... denn ich verachte die Presse«

Ehrung Richard Wagners durch die deutsche Presse.

Bayreuth, 23. Juli. Vertreter der Reichsarbeitsgemeinschaft der deutschen Presse haben heute am Grabe Richard Wagners in Bayreuth einen Kranz niedergelegt mit der Inschrift »Dem Meister. Die Presse«. Eine andere Blumenspende galt der Ehrung an die unvergessene Gefährtin des berühmten Mannes.

Deutsch kann sie selbst bei solcher Gelegenheit nicht. Aber es läßt mich doch hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.

### Wieder einmal nichts!

— — Die Bestimmungen über die Verleihung dieses Ehrenzeichens sind derart, daß nur ein kleiner Kreis von prominenten Vertretern der Kunst und Wissenschaft dieses Ehrenzeichen erhalten können. Es wird ein Numerus Clausus geschaffen — —

— — Reproduzierende Künstler und nur kompilatorisch arbeitende Wissenschaftler sollen von der Verleihung ausgeschlossen sein — —

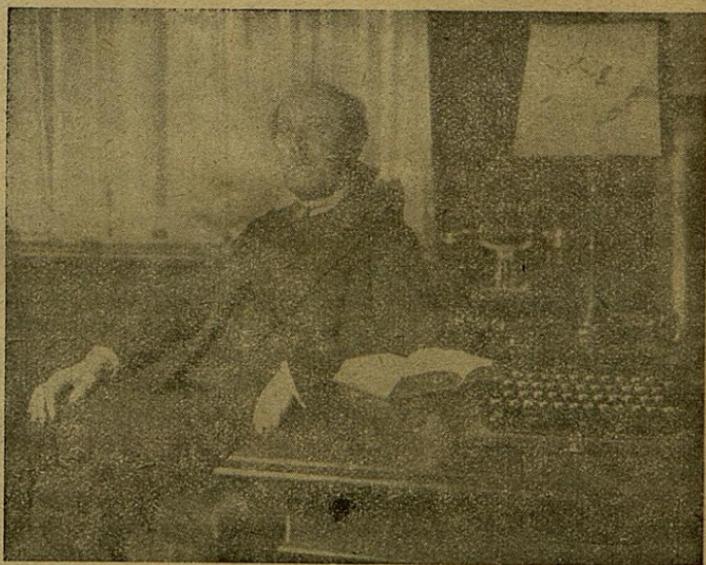
*Stef. J. J. J.*

### Im Dienste des Kaufmanns

Das geistige Deutschland produziert auf  
Adler-Schreibmaschinen

— — Wiederholt brachten wir Abbildungen und Berichte, wie die Adlermaschine eine liebenswerte Helferin beim geistigen Schaffen wurde, heute nun sind wir in der Lage, unseren Lesern im Bilde eine Reihe prominenter Schriftsteller und Schauspieler in Verbindung mit der von ihnen liebgewonnenen Maschine zu zeigen. — — Auf S. 27, im Bilde unten links, wird uns der Autor des auf vielen deutschen Bühnen aufgeführten »Fröhlichen Weinbergs« Karl Zuckmayer an seiner Klein-Adler gezeigt. — — In kapriziöser Stellung mit ihrer Klein-Adler die bekannte Mitarbeiterin der »Dame« und vieler mondäner Zeitschriften Ruth Landshoff (Seite 29 oben). — —

Der bekannte Kritiker und Schriftsteller Dr. Alfred Kerr  
benutzt die Klein-Adler



(»Der Adlerhorst«, ein Hort kaufmännischen  
Wissens und Wirkens)

Ich mehr den Kopi!